

UNTERM STRICH

# Wir müssen reden

**A**m Tag danach deutet am Braunschweiger Platz kaum noch etwas auf die furchtbare Tat vom Vortag hin. Der Verkehr fließt normal, Menschen gehen ihres Weges, als wäre nichts geschehen. Einige Polizeiwagen säumen den Weg, offenbar wegen eines geplanten, am Ende aber doch abgesagten Trauermarsches von Schülern. Unter anderem an der Bahnbrücke an der Straße Am Südbahnhof haben Trauernde einen Kranz mit Rosen abgelegt. Grabkerzen leuchten an einem Ort, der so gar nicht für eine Andacht gemacht zu sein scheint, auf einer von Moos überzogenen Fluchttreppe. Auch eine zerrissene Plastiktüte und weggeworfene Mandarinenschalen sieht man dort.

**Keine Worte für den Schmerz**

Drei Jugendliche haben ganz in der Nähe auf den S-Bahn-Gleisen versucht, sich das Leben zu nehmen. Zwei sind gestorben, ein 14-jähriges Mädchen hat verletzt überlebt. Wie geht man mit so einer Tat um? Soll man so wenig wie möglich darüber reden, um die Privatsphäre der Angehörigen zu respektieren, um Nachahmungstaten zu verhindern, auch um keine voyeuristischen Interessen zu bedienen? Zumal es ehrlicherweise sowieso unmöglich ist, zu beschreiben, was Eltern und Geschwister fühlen, wenn sie ein Kind verlieren. Es gibt wohl kaum etwas Schlimmeres auf der Welt. Aber bedeutet all das, dass wir über solche Taten schweigen sollten? Müssen wir nicht sogar darüber reden? Die drei Jugendlichen hätten sich kaum einen demonstrativeren Ort als jene Gleise am Braunschweiger Platz für ihren Suizidversuch suchen können. Ihrer Verzweiflungstat mitten in



Drei Jugendliche haben am Braunschweiger Platz versucht, sich selbst zu töten. Wie geht man damit um? Am besten offen, meint HAZ-Redakteurin **Jutta Rinas.**

der Adventszeit wohnt auch ein Appell inne: Seht unser Unglück, seht unseren übergroßen Schmerz.

**Zweithäufigste Todesursache**

Es ist dieser Appell, der nicht ungehört verhallen darf. Denn er erinnert an etwas, das immer noch viel zu oft tabuisiert wird. Es gibt gar nicht so wenige Jugendliche, die in der Pubertät mit Einsamkeit, Verzweiflung, Selbstmordgedanken kämpfen. Suizid ist in Deutschland die zweithäufigste Todesursache unter Jugendlichen – nach Verkehrsunfällen. Dazu steigt die Zahl derer, die unter Depressionen leiden. Reden, reden, reden predigen Experten und Angehörigenverbände deshalb seit vielen Jahren. Sie meinen damit

Suizidprävention. Schulen brauchen Ansprechpartner, Veranstaltungen, die dem Bewusstsein Rechnung tragen, dass sich in ihren Klassen immer auch tief verzweifelte Jugendliche finden können. Gemeint sind nach einem so furchtbaren Suizid auch Gesprächsmöglichkeiten für Mitschüler, Lehrer, den Lokführer oder die Polizisten und Feuerwehrleute, die die Jugendlichen fanden. Dass Mitschüler einen Trauermarsch planten, zeigt, wie stark das Bedürfnis nach dem Ausdruck von Gefühlen nach einem so furchtbaren Ereignis ist.

**Angehörige leiden mit**

Mit dem Appell zu reden ist auch der Mut von Mitmenschen gemeint, Jugendliche anzusprechen, wenn man Selbstmordgedanken vermutet. „Viele denken, wenn sie das tun, kommt der andere erst auf die Idee. Das Gegenteil ist wahr: Die Menschen fühlen sich ernst und angenommen“, schreibt Freya von Stülpnagel. Sie hat 1998 ihren 18-jährigen Sohn durch Suizid verloren – und engagiert sich seitdem in der Prävention. Sie beschreibt auch, wie stark Angehörige oft unter der Schweigemauer leiden, die nach einem Suizid um sie herum entsteht. Da sein, aushalten, mitgehen, nicht wegtrösten, wo es keinen Trost gibt – das hat ihr damals geholfen. Und praktische Hilfe: Manche Freunde haben ihr nach dem Tod ihres Sohnes ein warmes Essen vor die Tür gestellt. Daran erinnert sie sich bis heute.

Kann man also darüber reden, dass Jugendliche sich dafür entschieden haben, am Braunschweiger Platz zu sterben? Ja, man muss es sogar: Um anderen eine Chance zu geben, am Ende doch einen anderen Weg zu gehen.